



Leseprobe

Katherine Center
Mit dir ein neuer Tag
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 14. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Buch

Früher war Sam Schulbibliothekarin in Kalifornien – und ihre Gedanken kreisten nur um den einen: ihren charismatischen, witzigen, in jeder Lebenslage Esprit versprühenden Kollegen Duncan. Aber das war in ihrem alten Leben. Inzwischen hat Sam an einer kleinen Schule am texanischen Golf von Mexiko neu begonnen und sie genießt diesen Neuanfang. Bis das Unglaubliche geschieht: Ausgerechnet Duncan wird der neue Direktor an ihrer Schule. Als sie Duncan wieder gegenübersteht, traut Sam allerdings kaum ihren Augen. Denn sie erkennt in dem strengen, fast verbitterten Mann ihre große Liebe kaum wieder. Um zu verhindern, dass die Schulgemeinschaft auseinanderbricht, müssen Sam und Duncan ihren ganzen Mut aufbringen. Beide müssen sich der Vergangenheit stellen und herausfinden, wer sie wirklich sind. Aber können sie auch das größte Risiko von allen eingehen und der Liebe eine Chance geben?

Autorin

Katherine Center wuchs in Houston, Texas, auf, wo sie auch heute noch mit ihrem Mann und den gemeinsamen Kindern lebt. Nach dem Studium arbeitete sie als Lehrerin und Buchhändlerin, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Ihre Romane sind bittersüße Geschichten darüber, wie wir wieder aufstehen, wenn uns das Leben auch mal zu Boden wirft.

Katherine Center

Mit dir ein neuer Tag

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Ele Zigl drum

GOLDMANN

*Für meine Lektorin, Jen Enderlin.
Und für meine Agentin, Helen Breitwieser.
Ich kann gar nicht sagen, wie dankbar ich euch bin,
dass ihr an mich geglaubt habt.*

1

Ich war diejenige, mit der Max tanzte, als es passierte.

Inzwischen erinnert sich niemand mehr daran, aber so war es.

Tatsächlich war ich an ziemlich vielen Dingen an jenem Abend beteiligt. Max und Babette waren ganz kurzfristig verreist, eine Kreuzfahrt um den Stiefel von Italien. Es sollte eine Art zweite Flitterwochen werden. Die Reise war ein Schnäppchen, und zufällig kamen sie genau zwei Tage vor Max' sechzigstem Geburtstag zurück, mitten in den Sommerferien.

Babette hatte zuerst Bedenken gehabt, die Reise zu buchen, aber ich hatte sie beruhigt. »Ich kümmere mich schon um das Fest und bereite alles vor.«

»Ist dir klar, wie viel Arbeit so etwas macht?«, meinte Babette. »Die ganze Schule wird kommen. Dreihundert Leute, vielleicht noch mehr. Das ist eine gewaltige Sache.«

»Ich denke, das schaffe ich.«

»Aber es sind Sommerferien«, wandte Babette ein. »Mir ist es wichtig, dass du sie genießen kannst.«

»Und mir ist es wichtig, dass ihr euch die zweite Hoch-

zeitsreise nach Italien nicht entgehen lasst«, entgegnete ich und deutete mit dem Finger auf sie.

Mehr Überredungskunst war nicht nötig. Sie reisten ab.

Und ich freute mich darauf, das Fest zu organisieren. Max und Babette waren nicht meine wirklichen Eltern, aber sie kamen dem am nächsten. Meine Mutter war gestorben, als ich zehn Jahre alt war, und mein Vater – nun, sagen wir, wir hatten nicht gerade ein enges Verhältnis. Wo bei ... also, wir hatten natürlich ein enges Verwandtschaftsverhältnis, er war schließlich mein Vater, aber wir hatten kein besonders inniges Verhältnis zueinander. Geschwister habe ich auch keine – nur ein paar verstreute Cousins und Cousinen, aber es gab keine Familie im näheren Umkreis. Himmel, wenn man es genau nimmt, muss ich hinzufügen: Ich hatte auch keinen Freund. Schon ewig nicht. Nicht einmal ein Haustier.

Natürlich hatte ich gute Freunde. Falls ich mich hier allzu traurig anhöre. In erster Linie war da Alice. Ein Meter achtzig groß, freundlich und rücksichtslos optimistisch. Alice war Mathematikerin und trug jeden Tag ein anderes T-Shirt mit einem mehr oder weniger witzigen Mathe-spruch.

Als wir uns das erste Mal begegneten, stand auf ihrem T-Shirt: TEAM NERD.

»Tolles Shirt«, sagte ich.

Und sie entgegnete: »Normalerweise trage ich nur welche mit Mathesprüchen.«

»Es gibt Mathesprüche?«, fragte ich.

»Abwarten«, sagte sie.

Um es kurz zu machen: Ja. Es gibt mehr Mathesprüche auf der Welt, als Sie sich vorstellen können. Und Alice hatte mit jedem davon ein T-Shirt. Die meisten davon verstand ich nicht.

Alice und ich hatten so gut wie keine gemeinsamen Interessen, aber das spielte keine Rolle. Sie war groß, sportlich und analytisch begabt, ich war von alldem das genaue Gegenteil. Ich war eine Frühaufsteherin und sie eine Nacht-eule. Sie kam jeden Tag mit Jeans und T-Shirt in die Schule, ich stellte mir jeden Morgen eine neue Kombination wild zusammengewürfelter Klamotten zusammen. Sie las ausschließlich Krimis, ich dagegen verschlang jedes Buch, das mir in die Hände fiel. An der Uni war sie sogar Mitglied der Beachvolleyball-Mannschaft, um Himmels willen!

Aber wir waren beste Freundinnen.

Ich hatte das Glück, die Schulbibliothek einer sehr besonderen, absolut legendären Grundschule auf Galveston Island in Texas zu leiten, der sogenannten Kempner School. Meine Arbeit, die Kinder und die anderen Lehrer bedeuteten mir alles. Aber nicht nur das, ich wohnte außerdem in der Einliegerwohnung über der Garage von Babette und Max. Wobei das Wort »Garage« die Sache nicht ganz trifft. Eigentlich müsste man »Remise« sagen, denn ursprünglich hat es sich mal um die Räumlichkeiten über den Ställen gehandelt. Damals, als es noch Pferdekutschen gab.

Das Leben mit Max und Babette war ein wenig so, als würde man mit einem Königspaar bei Hofe wohnen. Sie hatten die Kempner School gegründet und sie all die Jahre hindurch gemeinsam geführt, und sie waren ... sehr beliebt.

Ihr historisches Herrenhaus – Sie haben richtig gehört, Immobilien sind auf Galveston supergünstig – lag auch nur ein paar Straßen von der Schule entfernt, sodass ständig Lehrer auf einen kurzen Besuch vorbeischaute, sich zu uns auf die Veranda setzten oder Max in seiner Werkstatt halfen. Max und Babette waren Leute, die man einfach gerne um sich hatte.

Um es auf den Punkt zu bringen: Ich war glücklich, ihnen eine Freude machen zu können. Immerhin hatte ich ihnen so vieles zu verdanken.

Tatsächlich gelangte ich immer mehr zu der Überzeugung, dass dies die perfekte Gelegenheit war, sie mit der besten Party aller Zeiten zu überraschen. Ich erstellte eine Pinnwand auf Pinterest und suchte in Zeitschriften nach Deko-Ideen. In meiner Begeisterung ging ich sogar so weit, ihre Tochter Tina anzurufen und zu fragen, ob sie mir helfen wollte.

Ironischerweise war ihre Tochter Tina eine der wenigen Personen in der Stadt, die nicht oft bei Max und Babette vorbeikamen. Deswegen kannte ich sie auch nicht besonders gut.

Außerdem mochte sie mich nicht.

Ich nahm an, dass sie dachte, ich wollte bei ihren Eltern ihren Platz einnehmen.

Na gut. Ganz unrecht hatte sie damit nicht.

»Warum kümmern ausgerechnet Sie sich um die Geburtstagsparty für meinen Vater?«, fragte sie, als ich anrief – ihre Stimme klang angespannt.

»Na ja«, antwortete ich, »es hat sich einfach so ergeben.«

Es ist ein verstörendes Gefühl, wenn Leute einem ihre Abneigung so deutlich zeigen. Ich wusste nicht recht, wie ich mit Tina umgehen sollte. »Sie machen diese Reise ...«

Ich wartete auf eine zustimmende Reaktion.

»Nach Italien ...«

Nichts.

»Deswegen habe ich angeboten, die Party für sie zu organisieren.«

»Sie hätten sich an mich wenden sollen«, sagte sie.

Ihre Eltern hatten sich deswegen nicht an sie gewandt, weil sie gewusst hatten, dass Tina keine Zeit haben würde. Und zwar, weil ihr Ehemann ihre gesamte Aufmerksamkeit für sich beanspruchte.

»Sie wollten anrufen«, log ich. »Aber ich bin so kurzentschlossen eingesprungen und habe ihnen meine Hilfe angeboten ... da konnten sie einfach nicht ablehnen.«

»Wie ungewöhnlich«, sagte sie.

»Aber genau deswegen rufe ich an. Ich dachte, wir könnten das Fest vielleicht zusammen vorbereiten.«

Ich konnte spüren, wie sie ihre Handlungsoptionen abwog. Es war ihr gutes Recht, sich um die Party zum sechzigsten Geburtstag ihres Vaters zu kümmern. Wenn sie zustimmte, musste sie allerdings wohl oder übel mit mir zusammenarbeiten.

»Diesmal nicht«, sagte sie.

Und damit war die Party allein meine Angelegenheit.

Schließlich erklärte sich Alice bereit, mir zu helfen, weil Alice am glücklichsten war, wenn sie jemandem helfen konnte. Babette hatte wohl an Luftschlangen und Kuchen

gedacht, aber dabei konnte ich es nicht belassen. Ich wollte die ganz große Nummer. Es ging schließlich um Max! Schulleiter, Gründungsvater, lebende Legende – und ein absolut großzügiger Mann. Sein Lebensmotto lautete: *Man muss die Feste feiern, wie sie fallen*. Und so ließ er nie die Gelegenheit für eine Party aus. Verdammt, es war wirklich an der Zeit, diesen Mann hochleben zu lassen.

Ich wollte etwas Großartiges auf die Beine stellen. Etwas Zauberhaftes. Unvergessliches.

Aber Babette hatte auf dem Küchentisch einen Briefumschlag mit der Aufschrift *Für die Party* hinterlassen, und als ich ihn öffnete, lagen darin gerade mal siebenundsechzig Dollar. Ein großer Teil davon in Ein-Dollar-Scheinen.

Babette war ziemlich sparsam.

Daraufhin schlug Alice vor, ob wir nicht die Jungs vom Hausmeisterdienst anrufen und fragen sollten, ob wir die Lichtanlage der Schule ausleihen könnten, die auf dem Dachboden des Schulgebäudes lagerte. Als ich ihnen erzählte, was wir vorhatten, antworteten sie: »Verdammt, aber klar!«, und boten an, alles für mich aufzubauen. »Wollt ihr auch die Weihnachtsdeko?«, fragten sie.

»Nur die Lichter, danke.«

Sehen Sie? Jeder liebte Max.

Je mehr Leute mitbekamen, was wir vorhatten, desto mehr wollten sich an den Vorbereitungen beteiligen. Offenbar war die Hälfte der Bewohner dieser Stadt bei Max auf die Schule gegangen oder sie hatten ihn als Baseballtrainer gehabt oder sich freiwillig zu seinen Strandsäuberungsaktionen gemeldet.

Ich bekam immer neue Facebook-Nachrichten und Angebote von Leuten, die ich gar nicht persönlich kannte: Der Blumenhändler an der Winnie Street wollte Blumenschmuck für die Tische spenden. Die Inhaberin des Stoffgeschäfts in der Sealy Avenue bot an, ein paar Ballen Tüllstoff zu liefern, um damit den Saal zu schmücken, und eine ortsansässige Oldies-Band wollte unentgeltlich bei der Party auftreten. Ich erhielt Angebote für ein kostenloses Partybuffet, Freigetränke und Luftballonspenden. Ein Straßenkünstler machte mir den Vorschlag, eine Feuerschlucker-Nummer aufzuführen, ein Eisbildhauer wollte ein Büste von Max aus Eis anfertigen, als Hingucker für den Buffet-Tisch, und ein bekannter Hochzeitsfotograf erklärte sich bereit, den Abend mit der Kamera festzuhalten – alles unentgeltlich.

Ich nahm alle Angebote an.

Und dann kam das Allerbeste: Jemand vom Gartenverein rief an und fragte, ob wir bei ihnen feiern wollten.

Ich will nicht behaupten, dass Max und Babette nicht mit der Schulkantine zufrieden gewesen wären – die beiden hatten eine Begabung, einfach überall glücklich zu sein –, aber der Gartenverein verfügt über einen der schönsten Bauten der Stadt, einen achteckigen viktorianischen Tanzpavillon aus dem Jahr 1880, blassgrün gestrichen mit weißen Verzierungen. Mittlerweile wird er vor allem für Hochzeiten und andere feierliche Anlässe genutzt – also alles andere als eine billige Alternative. Der Gartenverein wurde von einigen ehemaligen Schülern von Max geleitet, und sie wollten uns den Pavillon kostenlos zur Verfügung stellen.

»Kempner Abschlussjahrgang '94 ohne Furcht und Tadel!«, sagte der Mann am Telefon. »*Man muss die Feste feiern, wie sie fallen!*«

»Das klingt nach einem echten Max-Fan«, sagte ich.

»Richten Sie ihm liebe Grüße aus, ja?«, erwiderte der Mann vom Gartenverein.

Als Max und Babette heimkamen, waren sie vom Jetlag zu müde, um noch bei der Schule vorbeizuschauen. Deswegen hatten sie keine Ahnung, dass die Feier woanders stattfinden würde. An jenem Abend holte ich sie auf der Veranda vor ihrem Haus ab – Babette sah aus wie immer mit ihrer kleinen runden Brille und dem graumelierten Pixie-Cut, allerdings hatte sie ihren obligatorischen farbverklecksten Overall gegen ein hübsches Sommerkleidchen mit mexikanischen Stickereien getauscht. Max wirkte unglaublich elegant in seinem Leinenanzug samt rosa Fliege.

Sie gingen Hand in Hand, und ich ertappte mich bei dem Gedanken: *Was für ein perfektes Paar sie sind!*

Anstatt zwei Straßen weiter in westliche Richtung zur Schule zu laufen, schlug ich den Weg nach Norden ein.

»Du weißt, dass wir in die falsche Richtung gehen, oder?«, flüsterte Max mir theatralisch zu.

»Bist du dir ganz sicher?«, gab ich unschuldig zurück.

»Ich weiß auf jeden Fall, wo meine verdammte Schule ist«, entgegnete er, aber in seinen Augen funkelte es.

»Ich glaube, ihr werdet es nicht bereuen, wenn ihr mit mir kommt.«

In diesem Moment kam der Gartenverein in Sicht.

Über dem eisernen Eingangstor schwebte eine Luftbal-

lonwolke. Alice – Amateur-Hornspielerin und Betreuerin der Jazzband der fünften Klassen – stand schon vorne im Garten, und im selben Moment, als sie uns sah, gab sie den Kindern den Einsatz, und sie hupten eine Bläserversion von »Happy Birthday«. Jetzt strömten noch mehr Kinder in den Garten, und Eltern standen mit Champagnerflöten in der Hand da und erhoben die Gläser, als der Jubilar eintraf.

Als Max und Babette begriffen, was vor sich ging, drehte sich Babette zu mir um. »Was hast du gemacht?«

»Wir haben das Budget nicht überzogen«, versicherte ich schnell. »Nicht viel, zumindest.«

Wir traten in den Garten, und gleich nach uns kam Tina an – grazil und schick wie immer, an der Hand ihr Sohn Clay, der nach dem Sommer in die dritte Klasse kommen würde. Babette und Max umarmten die beiden, und Max fragte: »Wo ist Kent Buckley?«

Tinas Ehemann wurde von allen stets bei seinem vollständigen Namen genannt. Er war nicht einfach nur »Kent«. Er war »Kent Buckley«. Als wäre das ein einziges Wort.

Tina drehte sich um und reckte den Hals, um nach ihrem Mann Ausschau zu halten, und ich bewunderte einen Moment lang ihren eleganten Haarknoten, zu dem sie ihr dunkles Haar gedreht hatte. Elegant, aber böse. So war Tina.

»Dort drüben«, sagte sie und deutete in eine Richtung. »Telefonkonferenz.«

Und tatsächlich, da war er, dreißig Meter entfernt mit einem Bluetooth-Kopfhörer im Ohr, offensichtlich mitten

in einer Besprechung. Er gestikulierte mit den Armen und sah nicht sonderlich erfreut aus, während er den Gehsteig auf und ab tigerte.

Einen Augenblick lang blickten alle zu ihm hinüber, und mir kam der Gedanke, dass er sich wahrscheinlich enorm wichtig vorkam. Er wirkte wie ein Gockel, der dachte, dass er uns damit beeindrucken konnte, wenn er Leute am Telefon anbrüllte. Allerdings wirkte es dank des kleinen Kopfhörers am Ohr eher so, als würde er sich selbst anbrüllen.

An dieser Stelle muss ich kurz einen Satz über Kent und Tina Buckley einfügen. Kennen Sie diese Pärchen, bei denen sich alle fragen, was um alles in der Welt die Frau mit diesem Mann will?

Genau so ein Paar waren die beiden.

Die meisten Leute mochten Tina – oder übertrugen ihre Zuneigung zu ihren Eltern auf sie. Es kam oft vor, dass jemand laut darüber nachdachte, was eine so tolle Frau wie sie nur an einem solchen Widerling finden konnte. Dabei hätten die meisten wohl gar nicht näher benennen können, was sie an Kent störte. Er hatte einfach eine überspannte, schleimige, hochnäsige Ausstrahlung, die auf der Insel bei niemandem gut ankam.

Ich persönlich hatte Tina noch nie für eine tolle Frau gehalten. Selbst als sie sah, was ich alles so liebevoll für ihren Vater auf die Beine gestellt hatte, tat sie so, als wäre ich nicht da. Sie würdigte mich keines Blickes.

»Lass uns reingehen«, sagte sie zu ihrer Mutter. »Ich brauche was zu trinken.«

»Wie lange kannst du bleiben?«, fragte Babette sie im Flüsterton, als sie zusammen Richtung Pavillon liefen.

Tina schien das bereits als Kritik aufzufassen und erwiderte steif: »Ungefähr zwei Stunden. Er hat um zwanzig Uhr eine Videokonferenz.«

»Wir könnten Clay und dich später nach Hause fahren, wenn du länger hier sein möchtest«, meinte Max.

Tina sah aus, als würde sie dieses Angebot gerne annehmen. Aber dann warf sie einen Blick in Kent Buckleys Richtung und schüttelte den Kopf. »Wir müssen dann nach Hause.«

Es war ein Eiertanz, jeder wählte seine Worte mit Bedacht und achtete auf einen unbeschwerten Tonfall. Es gab jede Menge Tretminen in dieser Unterhaltung mit Tina.

Die größte davon war natürlich die Party selbst. Als wir den Pavillon betraten und Max und Babette die Lichtanlage, die Siebziger-Jahre-Band in ihren Schlaghosen, die festliche Dekoration und das riesige Buffet sahen, drehte sich Babette zu mir um und rief begeistert: »Sam, das ist fantastisch!«

Im Hintergrund sah ich, wie sich Tinas Miene verdüsterte.

»Das war ich nicht allein«, sagte ich. Und ohne weiter darüber nachzudenken, fügte ich hinzu: »Tina hat mir geholfen. Wir haben es zusammen auf die Beine gestellt.«

Dafür würde ich mich später bei Alice entschuldigen müssen. Es war eine Panikreaktion.

Babette und Max wandten sich an Tina, und sie lächelte ein steifes Barbie-Lächeln.

»Eigentlich hat die ganze Stadt mitgeholfen«, redete ich weiter und versuchte, den peinlichen Moment zu überspielen. »Als sich herumgesprachen hat, dass wir zu deinem sechzigsten Geburtstag eine Party planen, wollte jeder mithelfen. Wir wurden mit Hilfsangeboten überschwemmt, nicht wahr, Tina?«

Tinas Lächeln wurde noch steifer, als ihre Eltern sich wieder zu ihr umwandten. »Wir wurden überschwemmt«, bestätigte sie.

Daraufhin streckte Max seine langen Arme aus und zog uns beide in eine herzliche Umarmung. »Ihr beiden seid die besten Töchter, die man sich nur wünschen kann.«

Natürlich war das als Witz gemeint, aber Tina erstarrte und löste sich aus der Umarmung. »Sie ist nicht deine Tochter.«

Max lächelte unbeeindruckt. »Tja, das ist wohl wahr. Aber wir denken über eine Adoption nach.« Er zwinkerte mir zu.

»Sie braucht keine Adoptiveltern«, sagte Tina gereizt. »Sie ist eine erwachsene Frau.«

»Er macht nur Witze«, sagte ich.

»Erzählen Sie mir nicht, was er macht.«

Aber Max ließ sich seine gute Laune einfach nicht verderben. Er drehte sich bereits schwungvoll zu Babette um, legte ihr den Arm um die Taille und zog sie Richtung Tanzfläche. »Deine Mutter und ich müssen diesen Grünschnäbeln mal zeigen, wie man richtig feiert«, rief er im Weggehen über seine Schulter. Dann dreht er sich noch einmal um und deutete mit dem Zeigefinger auf Tina. »Du bist die

Nächste, junge Dame. Ich muss dich noch abpassen, bevor du ins Bett gehst.«

Tina und ich hielten gebührend Abstand voneinander, während wir ihre Eltern bei einer sehr kompetent wirkenden Tanzeinlage beobachteten. Ich entdeckte Alice auf der anderen Seite des Raumes und wünschte mir, sie würde neben mir stehen und mich emotional unterstützen. Aber sie nahm stattdessen Kurs auf das Buffet.

Sie fragen sich, ob Alice auch zu diesem feierlichen Anlass Jeans und T-Shirt trug?

Allerdings.

Vorne auf ihrem T-Shirt stand: TREFFEN SICH ZWEI GERADEN.

Und auf dem Rücken: SAGT DIE EINE: BEIM NÄCHSTEN MAL GIBST DU EINEN AUS!

Ich wollte gerade zu ihr hinübergehen, als Tina bemerkte: »Sie hätten sie nicht anlügen müssen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich habe nur versucht, nett zu sein.«

»Das ist nicht notwendig.«

Ich zuckte wieder mit den Schultern. »Ich kann nicht anders.«

Ich muss zugeben, ich wollte unbedingt, dass Tina mich mochte. Und ich wäre wahnsinnig gerne ein Teil dieser Familie gewesen – ganz offiziell. Selbst wenn Tina nie mehr als eine biestige große Schwester für mich sein könnte, das hätte ich in Kauf genommen. Eine eigene Familie hatte ich schließlich nicht. Ich wollte so furchtbar gerne irgendwo dazugehören.

Natürlich war es nicht meine Absicht, ihr die Familie wegzunehmen. Aber ich hätte alles dafür gegeben, Teil dieser Familie zu sein.

Doch Tina wollte davon nichts wissen, was ich ein bisschen egoistisch fand, denn sie kam ja ohnehin nie vorbei. Kent Buckley und sie waren immer unterwegs, veranstalteten irgendwelche Wohltätigkeitsgalas und verkehrten in schicken, vornehmen Kreisen. Sie hätte ihr ganzes Glück also ruhig etwas mit mir teilen können.

Aber nein. Sie konnte mit ihren Eltern nichts anfangen, wollte aber auch nicht, dass jemand anders etwas von ihnen hatte. Sie nahm es mir übel, dass ich da war. Dass es mich überhaupt gab. Und sie hatte nicht vor, an ihrer Haltung etwas zu ändern. Was sollte ich also anderes tun, als weiterhin freundlich zu ihr zu sein, bis sie sich eines Tages geschlagen gab, ergeben die Arme ausbreitete und sagte: »Na gut. Ich gebe auf. Komm zu uns.«

Eines Tages wäre es so weit. Ganz sicher. Vielleicht.

Aber wahrscheinlich nicht heute Abend.

Nach einer langen Pause sagte ich etwas, wovon ich dachte, dass es ihr gefallen würde. »Sie müssen wissen, Ihre Eltern vergöttern Sie. Sie und Clay. Sie reden ununterbrochen von Ihnen beiden.«

Aber als sie sich mir zuwandte, lag auf ihrem Gesicht ein Ausdruck von Kränkung und Empörung.

»Haben Sie gerade versucht mir zu sagen, was meine Eltern für mich empfinden?«

»Ähm ...«

»Sind Sie wirklich der Ansicht, dass Sie kompetent sind,

eine Einschätzung über meine Beziehung zu meinen eigenen Eltern abzugeben – zu den Leuten also, die mich auf diese Welt gebracht und dann dreißig Jahre damit verbracht haben, mich großzuziehen?»

»Ich ...«

»Wie lange kennen Sie sie schon?«

»Vier Jahre.«

»Sie sind also eine Bibliothekarin, die vor vier Jahren in die Garage meiner Eltern gezogen ist ...«

»Es ist die Remise ...«, murmelte ich.

»... und ich bin ihre biologische Tochter. Ich kannte meine Mutter schon, da war ich noch gar nicht geboren. Versuchen Sie etwa mit mir zu konkurrieren? Glauben Sie tatsächlich, dass Sie jemals auch nur den Hauch einer Chance hätten, mich auszustechen?«

»Ich versuche nicht ...«

»Denn ich sage Ihnen mal was: Sie haben in meiner Familie nichts zu suchen. Sie geht Sie nichts an, Sie gehören nicht dazu – und daran wird sich niemals etwas ändern.«

Uff. Sie wusste, wie man gezielt Schläge verteilt.

Es waren nicht die Worte allein – es war ihr Ton. Er war so scharf – er verletzte mich physisch, schnitt mir ins Herz. Mit einem Kloß im Hals wandte ich mich ab. In meinen Augen brannten Tränen.

Doch ich blinzelte sie fort und versuchte, mich auf die Tanzfläche zu konzentrieren. Ein älterer Herr mit Cowboy-Krawatte hatte Max auf die Schulter geklopft und damit gezeigt, dass er mit Babette tanzen wollte. Also richtete

Max seine Aufmerksamkeit wieder Tina zu und schwang ein imaginäres Lasso über seinem Kopf, ehe er es in ihre Richtung warf, um sie einzufangen. Als er so tat, als würde er an dem Seil ziehen, lächelte sie und ging ihm entgegen. Sie lächelte wirklich. Es war ein ehrliches Lächeln.

Und ich – die Bewohnerin der familieneigenen Garage – war vergessen.

Völlig zu Recht.

Das war in Ordnung. Ich tanzte ohnehin niemals in der Öffentlichkeit.

An jenem Abend tanzte Max vor allem mit Babette. Es war nicht zu übersehen, dass die beiden in den beinahe vier Jahrzehnten, die sie schon zusammen waren, viel getanzt hatten. Sie kannten die Bewegungen des jeweils anderen in- und auswendig. Wie verzaubert sah ich ihnen zu – und das ging sicher nicht nur mir so. Die beiden gaben einem den Glauben daran zurück, dass eine glückliche Beziehung möglich war.

Max fing an jenem Abend eine Menge Leute mit seinem imaginären Lasso ein – und schließlich war ich an der Reihe. Zuerst war ich überrascht – beinahe so, als hätte ich vergessen, dass ich tatsächlich anwesend war. Ich hatte ihnen so lange vom Rand der Tanzfläche aus zugesehen, dass ich mich schon in Sicherheit gewiegt hatte – dass ich einfach nur den Anblick der beiden und die Musik genießen könnte, ohne selbst mitmachen zu müssen.

Falsch gedacht.

Als Max mich auf die Tanzfläche zog, sagte ich: »Ich tanze nicht in der Öffentlichkeit.«

Max runzelte die Stirn. »Warum nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Zu viele demütigende Situationen in meiner Kindheit.«

Und das stimmte sogar. Eigentlich liebte ich es zu tanzen. Und wahrscheinlich war ich auch eine ziemlich gute Tänzerin. Zumindest hatte ich ein gutes Rhythmusgefühl. In meinen eigenen vier Wänden tanzte ich ständig – beim Putzen, beim Wäschesortieren, Kochen und Geschirrspülen. Ich drehte die Musik auf, meistens Popmusik, und tanzte herum. Damit fiel mir die blöde Hausarbeit viel leichter. Tanzen machte Spaß, hob die Laune und war eine meiner absoluten Lieblingsbeschäftigungen.

Aber nur, wenn ich allein war.

Ich konnte nicht tanzen, wenn mir jemand dabei zusah. Schon ein einziger Zuschauer ließ mich vor Scham erstarren. Ich ertrug es einfach nicht, beobachtet zu werden – schon gar nicht von einer größeren Gruppe –, und deswegen versteinerte ich auf jeder Party, auf der getanzt wurde. Man hätte meinen können, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie getanzt hätte.

Und Max wusste genug über mich, um die Gründe dafür zu verstehen. »In Ordnung«, sagte er und drängte mich nicht weiter – aber er ließ mich auch nicht laufen. »Du stehst einfach nur da, den Rest erledige ich.«

Und so stand ich einfach nur da und lachte, während die Band einen Bee-Gees-Titel coverte und Max um mich herumtanzte, ausgelassen, verrückt und albern – es war perfekt, denn alle sahen nur auf ihn, und alle, einschließlich mir, hatten Spaß.

Dann machte Max eine Pharaonen-Geste, die so unglaublich lustig aussah, dass ich mir die Hand vor die Augen hielt. Aber als ich wieder hinsah, stand Max plötzlich reglos vor mir und presste sich die Finger an die Stirn. Das hatte ich nun wirklich nicht erwartet.

»Hey«, sagte ich und trat zu ihm. »Ist alles in Ordnung?«

Max ließ die Hand sinken, und es sah aus, als wollte er den Kopf heben und antworten. Aber dann gaben seine Knie nach, und er stürzte zu Boden.

Die Musik brach ab. Alle starrten ungläubig auf Max. Ich kniete mich neben ihn, dann blickte ich auf und rief verzweifelt nach Babette.

Als ich wieder auf ihn hinuntersah, hatte Max die Augen geöffnet. Er blinzelte ein paar Mal, dann lächelte er. »Keine Sorge, Sam. Mir geht es gut.«

Babette erschien und kniete sich ebenfalls neben ihn.

»Max!«, sagte sie.

»Hey, Babs«, sagte er. »Hab ich dir schon gesagt, wie schön du bist?«

»Was ist passiert?«, fragte sie.

»Mir ist eben nur ein bisschen schwindlig geworden.«

»Kann jemand Max ein Glas Wasser bringen?«, rief ich, dann halfen Babette und ich ihm, sich aufzusetzen.

Babette stand der Schrecken ins Gesicht geschrieben. Max bemerkte das sofort. »Es geht mir gut, mein Schatz.«

Aber Max brach nicht einfach so zusammen. Er war stark wie ein Ochse. Ich überlegte, ob er schon jemals einen Tag krankgeschrieben gewesen war.

Max drückte Babette die Schulter. »Das war nur der lange Flug. Ich habe zu wenig getrunken.«

Gerade als er das sagte, kam endlich jemand mit einem Glas Eiswasser.

Max nahm einen großen Schluck. »Siehst du? Es geht schon viel besser.«

Die Farbe kehrte auf seine Wangen zurück.

Inzwischen standen alle um uns herum. Jemand reichte Max ein weiteres Glas Wasser, und als ich den Kopf hob, sah ich mindestens zehn Leute, die ihm ein Glas entgegenhielten. Er nahm noch eines und trank es aus. »Schon viel besser«, sagte er und lächelte uns an. Er sah wirklich viel besser aus. Dann hob er die Arme und winkte ein paar Männer zu sich heran. »Wer hilft mir auf die Füße?«

»Vielleicht solltest du auf den Krankenwagen warten, Max«, sagte einer der Männer.

»Sie sind ziemlich hart aufgeschlagen, Boss«, fügte ein anderer hinzu.

»Ach was, ich brauche keinen Krankenwagen.«

Die Feuerwache lag vielleicht vier Blocks entfernt – und gerade als Max den Satz ausgesprochen hatte, erschienen zwei Rettungssanitäter mit ihrer Ausrüstung.

»Zu heftig gefeiert, Max?«, fragte der eine mit einem breiten Grinsen, als er Max auf dem Boden sitzen sah.

»Kenny«, sagte Max und lächelte ihn an. »Würdest du diesen besorgten Leuten bitte erklären, dass es mir gut geht?«

In diesem Moment schob sich ein Mann durch die Menge. »Kann ich helfen? Ich bin Arzt.«

In ausnehmend freundlichem Ton sagte Max: »Du bist Psychiater, Phil.«

Kenny schüttelte den Kopf. »Wenn er über seine Gefühle reden will, rufen wir dich an.«

Dann traten Babette und ich zurück, und die Rettungssanitäter knieten sich neben Max, um ihn zu untersuchen. Er protestierte die ganze Zeit. »Ich war nur dehydriert, das ist alles. Ich fühle mich vollkommen wohl jetzt.«

Der andere Sanitäter prüfte Max' Puls, sah Kenny an und sagte: »Sein Herz rast, und der Blutdruck ist auch viel zu hoch.«

Aber Max gab ihm nur einen freundschaftlichen Klaps. »Natürlich ist er das, Josh. Ich habe den ganzen Abend getanzt.«

Wie sich herausstellte, waren beide Rettungssanitäter bei Max auf der Schule gewesen, und obwohl sie äußerst gründlich vorgingen, schien Max ansonsten nichts zu fehlen. Sie wollten ihn sofort zum EKG mitnehmen, aber es gelang Max, ihnen das auszureden. »So eine ausgelassene Party zu meinem sechzigsten Geburtstag wird nur einmal gefeiert«, erklärte er ihnen. »Und ich möchte wirklich nur ungern was verpassen.«

Nachdem die beiden Sanitäter ihm auf die Beine geholfen hatten, gelang es Max irgendwie, ihnen ein paar Kleinigkeiten vom Buffet aufzuschwatzen, sodass sie schließlich einwilligten, ihm ein paar Minuten zu geben, um etwas Wasser zu trinken. Danach wollten sie die Situation noch einmal neu bewerten.

Sie nahmen sich ein paar Cookies, ließen Max aber nicht

aus den Augen. Auch Babette und ich beobachteten ihn genau.

Aber er schien wieder völlig er selbst zu sein. Lachte. Machte Witze. Schließlich fing die Band wieder an zu spielen und gab einen von Max' Lieblingsongs zum Besten: »Dancing Queen« von ABBA.

Als Max das hörte, hielt er sofort Ausschau nach Babette. Sie stand wenige Meter entfernt, und er sah sie an, deutete zuerst auf sie, dann auf sich selbst und schließlich auf die Tanzfläche.

»Nein«, rief Babette ihm zu. »Du musst dich ausruhen und was trinken.«

»Frau!«, knurrte Max. »Sie spielen wahrhaftig unser Lied!«

Babette kam herüber, um ihn auszuschimpfen – und vielleicht auch, um ein bisschen mit ihm zu flirten. »Benimm dich«, sagte sie zu ihm.

»Mir geht's gut«, erwiderte er.

»Du sollst ...« Aber noch ehe sie ihre Mahnung beenden konnte, zog er sie in seine Arme und legte ihr die Hand auf den schmalen Rücken. Ich sah, wie ihr Widerstand dahinschmolz. Ich konnte es fühlen.

Ich gab ebenfalls auf. Immerhin waren wir hier nicht auf einem Punk-Konzert. Sie wiegten sich nur zur Musik, um Himmels willen! Inzwischen hatte er mindestens sechs Gläser Wasser getrunken. Er sah gesund aus. Sollte der Mann doch dieses Geburtstagstänzchen mit seiner Frau genießen. Sie tanzten schließlich keinen Pogo.

Max führte Babette in eine Drehung, aber nur ganz sanft.

Dann ließ er sie sich rückwärts neigen, aber nur vorsichtig.

Es ging ihm gut. Es ging ihm bestens. Alles war bestens. Aber dann fing er an zu husten.

Schlimm zu husten.

Er hustete so stark, dass er Babette losließ, einen Schritt zurücktrat und sich vornüberbeugte.

Als Nächstes suchte er Babettes Blick, und wir sahen, dass er Blut hustete – helles rotes Blut, und eine Menge davon –, es lief über seine Hand und über sein Kinn, trankte seine rosa Fliege und sein Hemd.

Er hustete noch einmal und stürzte zu Boden.

Die Rettungssanitäter waren im selben Augenblick bei ihm, rissen sein Hemd auf, schnitten die Fliege durch, intubierten ihn und pressten mit einer Tüte Luft hinein, machten Herzdruckmassagen. Ich weiß nicht mehr, was währenddessen sonst noch alles im Raum vor sich ging. Später erfuhr ich, dass Alice alle Kinder zusammengescheucht und in den Garten hinausgebracht hatte. Ich erfuhr, dass die Schulkrankenschwester auf die Knie gefallen war und angefangen hatte zu beten. Mrs Kline, seit dreißig Jahren Max' Sekretärin, hatte hilflos versucht, ein paar Blutspritzen mit Servietten aufzuwischen.

Ich stand nur da und starrte auf die Szene.

Babette war neben mir, und irgendwann fanden sich unsere Hände, und wir verschränkten die Finger, drückten so fest zu, dass ich danach noch eine Woche lang einen Bluterguss hatte.

Eine Million Jahre schienen zu vergehen, während die

Sanitäter sich um Max bemühten – aber vielleicht waren es auch nur fünf Minuten. Sie arbeiteten konzentriert, beugten sich über ihn, vollführten beharrlich immer wieder dieselben kräftigen Bewegungen über seiner Brust. Als sie ihn nicht wiederbeleben konnten, hörte ich, wie einer von den beiden sagte: »Wir müssen ihn transportieren. Das funktioniert so nicht.«

Ins Krankenhaus transportieren, nahm ich an.

Sie unterbrachen ihre Bemühungen, um nach einem Herzschlag zu fühlen, aber als sie sich dabei ein wenig von ihm zurückzogen, blieb mir die Luft im Halse stecken, und Babette gab einen erstickten Schrei von sich.

Max lag auf dem Boden, sein Gesicht war blau angelaufen.

»O Scheiße«, sagte Kenny. »Er hat einen LE.«

Ich warf Babette einen Blick zu. Was bedeutete LE?

»O Gott«, sagte Josh. »Schau dir diese Linie an.«

Tatsächlich verlief eine gerade Linie über Max' Brustkorb, wo sich seine Hautfarbe von einem gesunden Rosa in Blau verwandelt hatte.

»Holt die Trage!«, bellte Kenny, aber ich hörte, wie ihm die Stimme brach.

In diesem Moment bemerkte ich die Tränen auf seinen Wangen.

Ich sah zu Josh hinüber. Auch ihm liefen Tränen übers Gesicht.

Und da wusste ich genau, wie es um Max stand. Ich wusste, was sie wussten. Sie würden ihre Tränen mit den Ärmeln abwischen und mit der Herzrhythmusmassage wei-

termachen, sie würden sich weiter um ihn bemühen und ihn ins Krankenhaus bringen, aber es wäre alles umsonst. Auch wenn es Max war, der hier lag – unser Schulleiter, unser Held, unsere lebende Legende.

Alle Liebe dieser Welt würde ihn nicht bei uns halten können.

Und so furchtbar falsch das auch alles war, letztlich würden wir uns mit der Wahrheit abfinden müssen: Wir würden ihn nie mehr zurückbekommen.

Wie ich später herausfand, stand die Abkürzung LE für Lungenembolie. Irgendwann auf dem Heimflug von Italien hatte sich bei ihm offenbar ein Blutsppfropfen gebildet – der dann weiter in die Lunge gewandert war und dort eine Arterie verstopft hatte. Schwere Venenthrombose.

»Ist er während des Flugs nicht rumgelaufen?«, fragte ich Babette. »Weiß nicht jeder, dass man das tun muss?«

»Ich dachte, er hätte es gemacht«, sagte Babette wie betäubt. »Aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher.«

Natürlich spielte es jetzt keine Rolle mehr, was er getan oder nicht getan hatte. Es war nicht wiedergutzumachen. Es würde keine zweite Chance geben.

Was passiert war, war passiert.

Aber was war eigentlich passiert?

War es ein Unfall gewesen? Oder Zufall? Eine unglückliche Verkettung von Umständen? Ich ertappte mich dabei, wie ich mitten in der Nacht die Worte »schwere Venenthrombose« googelte und im bläulichen Licht meines Laptops einen Artikel nach dem anderen las, um irgendwie

zu verstehen, was passiert war. Auf den Websites wurden Risikofaktoren aufgelistet. Da gab es verschiedene, von kürzlich vorgenommenen chirurgischen Eingriffen über die Antibabypille bis hin zu Tabakkonsum, Krebserkrankungen, Herzinsuffizienz – aber nichts davon traf auf Max zu. Und ganz unten auf jeder dieser Websites stand der merkwürdigste Risikofaktor: *Langes Sitzen, beispielsweise beim Autofahren oder während eines Flugs*. Das war es. Das war Max' Risikofaktor. Er hatte zu lange still gesessen. Er hatte nicht daran gedacht, dass er während des Fluges aufstehen und herumgehen musste – und dieser vollkommen harmlose Umstand hatte ihn umgebracht.

Ich konnte es einfach nicht fassen.

Ein ganzes Leben, ein Mensch, der herangewachsen war, erst zu krabbeln und laufen gelernt hatte, später zu rennen. Jahrelang hatte man ihm Tischmanieren beigebracht, das kleine und das große Einmaleins, wie man sich rasiert, wie man sich eine Fliege umbindet. Er hatte sich beim Lernen angestrengt, war aufs College und dann auf die Uni gegangen. Er hatte Babette geheiratet und eine Tochter großgezogen – und einen Sohn, der zu den Marines gegangen und dann in Afghanistan gefallen war. Und das alles sollte nun so enden?

Weil er zu lange in einem Flugzeug gesessen hatte?

Es war nicht richtig. Es war nicht gerecht. Es war nicht hinnehmbar.

Aber es spielte keine Rolle, ob ich es hinnahm oder nicht.

Man hört oft davon, dass jemand unter Schock steht, aber wie es sich tatsächlich anfühlt, weiß man erst, wenn

man selbst betroffen ist. Noch Tage später spürte ich die Beklemmung, als wäre meine Lunge geschrumpft und nicht mehr dazu in der Lage, genug Sauerstoff zu transportieren. Ich kam schon ins Schnaufen, wenn ich mir eine Kanne Kaffee zubereitete. Ich fuhr aus tiefem Schlaf hoch und schnappte nach Luft, als würde ich ersticken. Ich hatte Todesangst, obwohl die tragischen Ereignisse jemand anderen betroffen hatten.

Auch Babette hatte körperlich mit dem Verlust zu kämpfen.

Nachdem wir aus dem Krankenhaus gekommen waren, hatte sie sich aufs Sofa gelegt und zwölf Stunden geschlafen. Im Wachzustand litt sie seitdem unter Migräne und Schwindelgefühlen. Aber sie war so gut wie nie wach. Wir zogen die Vorhänge im Wohnzimmer zu. Ich brachte ihr Bettzeug und eine Flasche Wasser und Taschentücher. Ich holte ihr Kopfkissen aus dem oberen Stockwerk und einen weichen Schlafanzug und ihren Bademantel. Wochenlang schlief sie dort auf dem Sofa. Wenn sie etwas aus dem Schlafzimmer brauchte, schickte sie mich danach. Sie duschte im ehemaligen Badezimmer ihrer Kinder am anderen Ende des Flurs.

Max war ihre erste große Liebe auf der Highschool gewesen. Können Sie sich das vorstellen? Sie waren seit der neunten Klasse miteinander gegangen, seit ihr Mathematiklehrer Babette gebeten hatte, Max nach Schulschluss Nachhilfestunden zu geben. Seitdem war er immer an ihrer Seite gewesen. Seit sie vierzehn Jahre alt war, hatte sie nicht ohne ihn auskommen müssen. Inzwischen war sie fast sechzig.

Sie waren zusammen aufgewachsen, beinahe wie zwei Bäume, die nebeneinanderstanden und deren Stämme und Äste ineinander verschlungen waren.

Dann war er plötzlich nicht mehr da, und ihre Äste griffen ins Leere.

Wir brauchten Zeit, um uns damit abzufinden. Wir alle. Aber uns blieb keine Zeit.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, bald fing die Schule wieder an, und das Leben musste irgendwie weitergehen.

Drei Tage nach seinem Tod fand eine Trauerfeier für Max am Strand statt, im Sand, früh am Morgen – ehe die texanische Sommerhitze einsetzte. Die Jungs vom Hausmeisterservice bauten eine Behelfsbühne vor den Wellen auf, und wie in einer bizarren Neuauflage der Geburtstagsfeier, die mir das Herz brach, erwiesen noch einmal alle Max die Ehre: Der Blumenhändler aus der Winnie Street stellte Trauerkränze und Immergrün zur Verfügung. Der Fotograf fertigte für Babette ein großes Foto von Max an, das während der Zeremonie aufgestellt wurde. Eine Harfenistin, die in Sozialkunde bei ihm durchgefallen war und ihn trotzdem heiß und innig geliebt hatte, bot an, die Feier musikalisch zu gestalten.

Diesmal fehlten die Luftballons, der Feuerschlucker und die Jazzband der Fünftklässler. Aber die Reihen waren brechend voll. Die Leute hatten Badehandtücher dabei, um sich darauf zu setzen. Daran erinnere ich mich – und nirgendwo war auch nur ein Streifen Sand mehr frei.

Es ist merkwürdig, dass Begräbnisse einfach so stattfinden.

Die Party hatte im Vorfeld so viel Planung und Arbeit gefordert, aber das Begräbnis – fand einfach statt.

Ich ging hin. Ich las ein Gedicht vor, das Babette mir gegeben hatte – eines von Max' Lieblingsgedichten –, aber ich kann mich nicht erinnern, welches es war. Es liegt jetzt zerknüllt neben dem Heft für den Ablauf der Trauerfeier in meiner Schrankschublade, weil ich es nicht übers Herz gebracht habe, etwas davon wegzuschmeißen.

Ich weiß noch, dass das Wasser in der Bucht – normalerweise an unserem Strand bräunlich vom vielen Schlamm aus der Mississippi-Mündung – an jenem Tag ungewöhnlich blau war. Ich erinnere mich an ein paar Delfine, die in der Nähe vom Strand vorbeischwammen. Ich weiß noch, dass ich mich zu Alice aufs Badehandtuch setzte, nachdem ich vergeblich den Versuch gestartet hatte, Tina zu umarmen.

»Sie mag dich wirklich überhaupt nicht«, stellte Alice beinahe beeindruckt fest.

»Man könnte meinen, die Trauer würde uns alle zu Freunden machen«, sagte ich und wischte mir wieder mit meinem durchnässten Taschentuch über die Wangen.

Nach der Trauerfeier sahen wir Tina mit Clay im Schlepptau davongehen. Der Kleine trug Anzug und Krawatte. Kent Buckley war nirgends zu sehen.

Anschließend fand auf dem Schulgelände ein Trauerempfang statt. Als wir auf dem Schulhof eintrafen, verschwand Alice sofort und half dem Cateringteam mit dem Buffet. Ich glaube zwar nicht, dass die ihre Hilfe benötigt hätten, aber Alice war schon unter normalen Umständen

froh, wenn sie sich nützlich machen konnte, deswegen ließ ich sie einfach in Ruhe.

Ich verfolgte an jenem Tag genau die gegenteilige Strategie. Ich fühlte mich außerstande, mich auf irgendetwas zu konzentrieren. Stattdessen starrte ich nur Babette an, tief beeindruckt von der Würde, mit der sie die Beileidsbekundungen jedes einzelnen Gastes entgegennahm. Sie nickte und sie lächelte und sie stimmte jedem freundlichen Wort, das über Max gesagt wurde, zu.

Er war ein wundervoller Mensch gewesen.

Wir würden ihn alle vermissen.

Selbstverständlich würden wir sein Andenken in tiefer Dankbarkeit bewahren.

Aber wie um alles in der Welt brachte Babette das fertig? Aufrecht zu stehen? Zu lächeln? Wie konnte sie einer Zukunft ohne Max ins Auge blicken?

Tina hatte ihre eigene Kondolenz-Schlange, ebenso lang wie die von Babette. Eigentlich sollte Kent Buckley sich um Clay kümmern ... aber Kent Buckley – und ich schwöre, dass das die Wahrheit ist – trug sein Headset. Und jedes Mal, wenn ein Anruf kam, nahm er ihn entgegen.

Der kleine Clay sah zu, wie sein Vater in einem Kreuzgang verschwand, dann stand er verloren da und blinzelte in die Menge.

Ich wusste, was ich zu tun hatte.

Natürlich stand bei mir niemand an, um mir sein Beileid auszusprechen. Ich war niemand Besonderes. Um mich herum spendeten sich die Leute alle gegenseitig Trost. Das entband mich von der Verpflichtung, das auch zu tun. Und

als ich meinen Blick über die Trauergemeinde schweifen ließ, hatte ich einen »Was hätte Max in dieser Situation getan?«-Moment.

Was also hätte er getan?

Er hätte versucht, Clay aufzumuntern.

Ich ging zu ihm hinüber. »Hallo, Clay.«

Clay sah auf. »Hi, Mrs Casey.« Jeder hier sagte Mrs zu mir.

Er kannte mich aus der Schulbibliothek. Dort war er ständig, er las viel.

»Schwerer Tag für dich, nicht wahr?«, fragte ich. Clay nickte.

Ich sah hinüber zum Kreuzgang, wo Kent Buckley in halbwegs verhaltenem Ton seine Angestellten am Telefon beschimpfte. »Wollen wir ein Stück spazieren gehen?«, fragte ich Clay.

Er nickte und schob seine weiche, kleine Hand in meine.

Ich ging mit ihm in die Schulbibliothek. Wohin auch sonst? Meine wunderschöne, zauberhafte, geliebte Schulbibliothek ... wo unzählige Geschichten warteten. Hier gab es Trost und Ablenkung, hier konnte man sich verlieren – im besten Sinne.

»Zeig mir doch mal dein absolutes Lieblingsbuch«, forderte ich Clay auf.

Er dachte einen kurzen Moment nach, dann führte er mich zu einer Reihe von niedrigen Regalen unter einem Fenster. Von hier hatte man eine Aussicht über das Stadtzentrum, über den Hafendamm und hinaus auf die Bucht. Ich konnte das Stück vom Strand sehen, wo gerade die Trauerfeier stattgefunden hatte.

Das hier war die naturwissenschaftliche Sachbuchabteilung. Reihenweise Bücher über Tiere, Meeresbewohner und Pflanzen. Clay kniete sich vor den Büchern zum Thema Meeresbiologie hin, zog ein Buch heraus und legte es vor mich auf den Boden. »Das hier ist es«, sagte er. »Mein Lieblingsbuch.«

Ich hockte mich neben ihn und lehnte mich gegen das Bücherregal. »Cool«, sagte ich. »Du interessierst dich also für das Leben im Meer?«

Clay nickte. »Mein Dad nimmt mich mit zum Tauchen, wenn ich größer bin.«

Das erschien mir spontan vollkommen ausgeschlossen. Vielleicht war ich einfach schon zu vielen Typen wie Kent Buckley begegnet. Aber ich ließ mir nichts anmerken. »Das ist toll!«

»Waren Sie jemals beim Tauchen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe nur darüber gelesen.«

Clay nickte und meinte: »Na ja, das ist beinahe dasselbe.«

Mein Bibliothekarinnenherz schmolz dahin. »Das finde ich auch.«

Eine ganze Weile blätterten wir in dem Buch, und Clay erklärte mir, was er darin gelesen hatte. Das meiste kannte er auswendig. Ein Foto genügte, und er redete drauflos. Er erklärte mir, dass die längste Gebirgskette der Welt unter Wasser liegt, dass Korallen ihren eigenen Sonnenschutz hervorbringen, dass der Atlantik größer ist als der Mond und dass sein Lieblingstier im Golf von Mexiko der Vampirfisch war.

Ich erschauerte. »Gibt es den wirklich?«

»Natürlich. Seine untere Körperhälfte sieht aus wie Fledermausflügel – und er kann sich selbst von innen nach außen stülpen und sich in den Flügeln verstecken.« Dann fügte er hinzu: »Aber es ist kein richtiger Tintenfisch. Eigentlich ist es ein Kopffüßer. Tintenfisch ist ein irreführender Terminus.«

»Entschuldige«, sagte ich, »hast du gerade Terminus gesagt?«

Er blinzelte und sah mich an. »Das bedeutet so viel wie Bezeichnung. Aus dem Lateinischen.«

Ich blinzelte auch.

»Clay«, fragte ich, »du liest ziemlich viel, oder?«

»Ja, stimmt«, antwortete er und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Buch zu.

»Ich glaube nicht, dass ich schon einmal einen Drittklässler getroffen habe, der weiß, was ein Terminus ist, geschweige denn den lateinischen Ursprung dieses Wortes kennt.«

Clay zuckte mit den Schultern. »Ich mag eben Worte.«

»Sieht so aus.«

»Außerdem hört mich mein Dad mit Karteikarten ab.«

»Ach, tatsächlich?«

»Ja. Mein Dad liebt Karteikarten.«

Ehrlich gesagt hatte ich mich nie sonderlich darum bemüht, Clay näher kennenzulernen. Er war andauernd in der Schulbibliothek – beinahe jede freie Minute –, aber er kannte sich aus und brauchte meine Hilfe nicht und ... nun ja – er las eben. Ich wollte ihn dabei nicht stören.

Außerdem hatte ich tatsächlich Angst vor seiner Mutter.

Es kam vor, dass selbst Kinder mit Förderbedarf an einer Schule nicht ausreichend Unterstützung fanden – geschweige denn ein Kind, das gar keine zusätzliche Förderung brauchte. Ein solches Kind ließ man einfach sein Ding machen.

Zumindest bis jetzt. In diesem Jahr würde Clay besondere Zuwendung brauchen, und hier in der Schulbibliothek würde er die jederzeit bekommen.

Ich weiß nicht, wie lange wir in der Bibliothek waren – vielleicht eine Stunde –, als Alice atemlos hereingestürzt kam. Sie wirkte besorgt. An diesem Tag hatte sie ausnahmsweise einen schwarzen Rock und eine schwarze Bluse an – eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen sie keine Jeans trug – und sah ganz fremd aus.

»O mein Gott«, rief sie aus, als sie uns entdeckte, beugte sich einen Moment vornüber, um Luft zu holen, packte dann Clay an der Schultern und bugsierte ihn hinaus. »Sie suchen ihn überall! Tina Buckley tickt vollkommen aus!«

Ups. Da hatten wir wohl die Zeit vergessen.

»Ich habe ihn gefunden!«, rief Alice, als wir auf den Schulhof kamen. Sie schüttelte ihn an der Schulter, wie um ihre Aussage zu untermauern. »Ich hab ihn! Hier ist er!«

Tina brach durch die Menge und zog Clay in ihre Arme.

»Es tut mir leid«, sagte ich, als ich Babettes Blick auffing.
»Wir waren in der Schulbibliothek.«

Babette wischte meine Bedenken fort, aber dafür baute sich Tina vor mir auf und starrte mich wütend an. »Im Ernst?«, fragte sie in feindseligem Ton.

Ich hob die Schultern. »Wir haben eben noch Clays Lieblingsbuch durchgeblättert.«

»Und das hätten Sie nicht – ich weiß nicht – irgendwem mitteilen können?«

»Alle schienen sehr beschäftigt.«

»Clays Vater hat auf ihn aufgepasst.«

Ähm. Sorry, Lady. Sein Vater hat eben nicht auf ihn aufgepasst. Sein Vater hat geschäftliche Anrufe entgegengenommen. Auf einer Beerdigung.

»Tut mir leid«, sagte ich noch einmal.

»Das sollte es auch.«

»Ich wollte nur ... helfen.«

»Nun, das können Sie nicht. Aber Sie können etwas anderes tun. Lassen Sie meine Familie in Ruhe!«

In Ruhe lassen? Was sollte das denn heißen? Ich wohnte bei Babette. Clay kam in die dritte Klasse an der Schule, wo ich Bibliothekarin war. Er würde mir dort oft begegnen. »Wie soll das denn funktionieren, Tina? Ich wohne bei Ihrer Mutter zur Untermiete.«

»Vielleicht sollten Sie sich nach einer anderen Wohnung umsehen.«

Was auch immer zwischen Tina und mir nicht stimmte – jetzt war sie zu weit gegangen.

»Nein«, entgegnete ich.

Sie runzelte die Stirn. »Nein?«

»Nein. Das ist lächerlich. Das werde ich nicht tun. Ich liebe meine Remise ...«

»Garage«, verbesserte sie.

»Und ich werde nicht wegziehen. Warum wollen Sie,

dass ich umziehe? Wäre es Ihnen lieber, wenn Ihre Mutter ganz allein auf dem riesigen Anwesen lebt, als mich in ihrer Nähe zu wissen?»

Wir sahen beide zu Babette hinüber, die wieder in ihrer Kondolenzschlange stand und Clay die Arme um die Schultern gelegt hatte. Er sah uns mit großen Augen an.

»Sie wäre dort nicht ganz allein«, stellte Tina fest.

»Wer wäre denn bei ihr?«, fragte ich. »Sie etwa?«

Auf der anderen Seite des Schulhofes sahen wir Kent Buckley weitertelefonieren. Ich bemerkte, wie Tinas Blick schnell von Babette zu ihm huschte. Ich sah, dass sie registrierte, was er da trieb. Ihre Nasenflügel bebten – nur eine winzige Spur, aber ausreichend, um ihre Selbstbeherrschung für einen Moment zu erschüttern. Mir war klar, dass sie furchtbar wütend war, es aber nicht offen zeigte. Ihr Ehemann telefonierte tatsächlich während der Trauerfeier für ihren Vater mit dem Handy. Das war nicht nur unpassend, das war schon fast krankhaft.

Wären wir uns unter anderen Umständen begegnet, hätte mir Tina Buckley vielleicht leidgetan.

Aber nicht heute.

Sie hatte schließlich freiwillig diesen Idioten geheiratet. Das mochte ein Fehltritt gewesen sein, aber sie blieb aus freien Stücken bei ihm. Ja, ich hätte wohl mehr Mitgefühl an den Tag legen sollen. Aber was soll ich sagen? Ich trauerte ebenfalls – und sie machte schon den ganzen Tag über alles nur noch schlimmer.

Als sie wieder zu mir sah, deutete ich mit dem Kinn zu Kent Buckley hinüber, dann sagte ich: »Meinen Sie wirk-

lich, dass er es zulassen wird, dass Sie sich um Ihre Mutter kümmern? Er hat Sie ja noch nicht einmal aus dem Haus gelassen, als Max noch lebte.«

Zu viel.

Zu früh.

Tina erstarrte. Ich sah, wie ihr wütender Blick geradezu eisig wurde. Und wenn ich bisher schon gedacht hatte, dass ihr Tonfall mir gegenüber böse war, dann wurde mir jetzt klar, dass ich keine Ahnung gehabt hatte. Meine Bemerkung bot ihr ein Ventil, um all dem unterdrückten Ärger auf ihren Mann Luft zu machen.

»Verschwinden Sie«, zischte sie wie eine Schlange. »Verschwinden Sie von hier.«

Ich wusste nicht recht, wie ich darauf reagieren sollte.

Sie trat näher an mich heran, und ihre Stimme war nur noch ein Fauchen. »Verschwinden Sie – oder ich verliere verdammt noch mal augenblicklich die Beherrschung.«

Tinas Blick war nun nicht mehr eisig, ihre Augen sprühten giftige Funken. Ein Anflug von Wahnsinn lag in ihrem Blick. Falls irgendjemand denkt, dass ich ihre Drohung nicht ernst nahm oder davon ausging, sie würde bluffen: Ich glaubte ihr jedes Wort.

Mein Blick ging hinüber zu Babette – der liebenswerten, klugen Babette, die all ihre Kräfte aufbot, um die Fassung zu bewahren. Ich wusste, dass sie in den letzten zehn Jahren ihre Eltern, ihren Sohn und nun auch noch ihren Ehemann verloren hatte. Wollte ich etwa riskieren, dass Tina Buckley alles noch schlimmer machte? Dass von Max Kempners Beerdigung, dem Abschluss seines langen, außergewöhnlichen

Lebens, nur in Erinnerung blieb, dass seine Tochter wie eine Wahnsinnige auf dem Schulhof herumgeschrien hatte?

Nein. Auf gar keinen Fall.

Also ging ich.

Dies ist also die Geschichte, wie ich von der Beerdigung meines geliebten Vermieters, dem besten Chef der Welt und der Person, die mir in all den Jahren den Vater ersetzt hatte, verwiesen wurde.

2

Gut eine Woche nach der Trauerfeier berief Kent Buckley die gesamte Schulbelegschaft zu einer Personalversammlung ein, um, wie er es ausdrückte, »den schulumfassenden Plan, wie es weitergehen soll« zu verkünden.

Wahrscheinlich sollte ich erwähnen, dass Kent Buckley nicht nur Tinas Ehemann, sondern auch noch Aufsichtsratsvorsitzender der Schule war. Ehrlich, ich hatte das beinahe selbst vergessen – bis er diese Versammlung einberief und ankündigte, er würde die Nachfolge von Max bekannt geben.

Die Nachfolge von Max?

Nun. Das war Babette. Wenn der König stirbt, gehen die Regierungsgeschäfte auf die Königin über, oder?

Ich konnte nicht verstehen, warum man deswegen eine Personalversammlung einberufen musste.

Zur vereinbarten Zeit kamen wir alle in der Schulkantine zusammen. Normalerweise saß Babette bei solchen Veranstaltungen in der ersten Reihe, diesmal setzte sie sich auf einen Platz ganz hinten im Saal. In sich zusammengesunken und mit trübem Blick machte sie den Eindruck,

